

DAS CHORALAMT

Problem — Ziel — Aufgabe

Unter „Choralamt“ verstehe ich jene Gestaltung der feierlichen Messe, bei der alle Gesangsteile choraliter, d. h. in der Form des offiziellen Meßgesangbuches der Kirche, des Graduale Romanum, ausgeführt werden. Der Nachdruck liegt hier auf dem Wörtchen „alle“. In diesem Sinn ist das Wort durchaus neueren Gebrauches und noch keineswegs zum wissenschaftlichen Terminus geworden. Anders der Ausdruck „Choralmesse“, der analog dem Musikformbegriff „Missa“ den Zyklus der Ordinariumsgesänge beinhaltet. Die beiden Ausdrücke sind wohl auseinanderzuhalten. Es geht also nicht an, von einem Choralamt zu sprechen, wenn nur das Ordinarium choraliter gesungen wird und ebenso wenig liegt ein Choralamt vor, wenn etwa zu einer Mozartmesse das ungekürzte Choralproprium vorgetragen wird. Zum Begriff des Choralamtes gehört meines Erachtens beides: Proprium und Ordinarium und zwar in der uns von der Kirche im Graduale gegebenen Form. Dabei ist ganz gleichgültig, wer singt: ob ein Kantor allein oder eine Schola oder ein Knabenchor oder das ganze Volk oder alle im Wechsel oder zusammen.

I. Die Probleme

Die Kirche legt uns in ihrem Gesangbuch das Choralamt nicht bloß für gelegentliche Tage vor, sondern für alle Tage des Kirchenjahres. Sie läßt uns so unmißverständlich ein, beim feierlichen Gottesdienst ausschließlich Choral zu singen. Hier sehe ich das erste Problem.

Im Jahre 1937 war ich in Solesmes zur ersten Jahrhundertfeier. Seit 1837 also sangen die Mönche Tag für Tag stundenlang Messe und Offizium und dies ausschließlich in Choral. Jahr für Jahr die gleichen Melodien ohne Änderung vom Ad te levavi des ersten bis zum De profundis des letzten Sonntags im Kirchenjahr. Damals, 1837, waren kaum zehn Jahre vergangen seit Beethoven und Schubert ihre Augen schlossen und der junge Anton Bruckner machte eben seine ersten Tastversuche auf der Orgel. Während dieser hundert Jahre nahm unsere österreichische Kirchenmusik ihren Weg von den Klassikern über Generationen von mitunter schwächlichen Epigonen zu dem strahlenden Höhepunkt unseres großen Romantikers Anton Bruckner. Die Mönche von Solesmes aber sangen jahraus jahrein das Gleiche. Und wenn wir weiter in der Geschichte zurückgehen, kommen wir schließlich in eine Zeit, wo nicht nur eine einzelne Abtei ausschließlich Choral singt, sondern die gesamte abendländische Kirche und dies nicht nur durch ein Jahrhundert, sondern fast tausend Jahre hindurch. Wie war das möglich? In uns modernen Menschen, die am liebsten alle Jahre eine neue Form der Meßgestaltung ersinnen und erleben möchten, bäumt sich förmlich alles auf bei dem Gedanken an diese „Monotonie“, an dieses ewige Einerlei des ausschließlichen Choralgesanges. Die Kirche versucht immer wieder die Meßgestaltung aus dem Strom der Entwicklung herauszuhalten und wir sollen irgendwie unseren unbändigen Neuerungsdrang damit in Einklang bringen. Das ist ein Problem. Vielleicht darf ich dazu gerade hier in Salzburg ein Wort Hugo von Hofmannsthals zitieren, das ich dieser Tage gelesen habe. Er schreibt einmal: „Verwandlung ist Leben des Lebens,

ist das eigentliche Mysterium der schöpfenden Natur. Und dennoch ist an Beharren, an Nichtvergessen, an die Treue alle menschliche Würde geknüpft“.

Das Choralamt ist auch ein liturgiegeschichtliches Problem. Trotz aller Beharrung durch die Jahrhunderte ist es als Schöpfung dem Gesetz der Entwicklung unterworfen. Das hat gerade in allerjüngster Zeit Jungmann in seinem letzten großen Werk „Missarium sollemnia“ überzeugend nachgewiesen. Hier fällt so manches Licht, ständig genährt aus einer umfassenden Quellenkenntnis auf Zusammenhänge, die bisher vielleicht — wie Jungmann will — sogar mit einer gewissen Absicht in Dunkel gehüllt waren. Wenn Jungmann an seine Arbeit auch nicht als Choralist herantrat — er folgte im Wesentlichen bei allen einschlägigen Fragen den beiden deutschen Choralforschern und Musikhistorikern Peter Wagner und Otto Ursprung — so gibt er doch einen klaren Begriff von dem eigenartigen Prozeß der Entfaltung, Überschneidung, Verschließung und Einschrumpfung, in dem sich die einzelnen Teile der heiligen Messe bis zu ihrem heutigen Stand entwickelt haben. Er nährt so in uns zugleich den Wunsch nach einer kräftigeren Weiterentwicklung der Liturgie. Daß er davon auch das Choralamt nicht ausgenommen wissen will, beweist allein schon seine Stellungnahme zur lateinischen Sprache, die er wenigstens im Randbereich der Meßfeier für problematisch hält.

Das Choralamt ist weiters ein musikalisches Problem. Der Choral ist unserem heutigen Musikempfinden fremd und ungewohnt. Wenn sich unsere derzeitige Musik auch direkt aus dem Choral entwickelt hat und heute wieder mehr als noch vor wenigen Jahrzehnten nach ihm orientiert, so besteht zwischen beiden Arten doch eine tiefe Kluft. Von den drei Hauptmerkmalen des Choralstiles: Wesenhafte Einstimmigkeit, freier Rhythmus und Diatonik, sind die ersten beiden unserer Musik überhaupt fremd, das letztere ist bei uns wohl vorhanden, aber ständig mit Chromatik und Enharmonik vermischt. Dazu kommt die völlig andere Modalität. Unser Dur und Moll ist im Choral noch fast unbekannt, dafür bedienen sich die Meldodien acht anderer Tongeschlechter, die dadurch eine eigenartige und unbekannte Klangfarbe erhalten. Es ist kein Wunder, daß eine derart eigenartige Musik auf denjenigen, der zum ersten Mal mit ihr in Berührung kommt, befremdend wirkt. Es ist daher auch unmöglich, den Choral bloß *ex auctoritate* einzuführen. Das gelingt vielmehr nur in einem mit großer Geduld und Zähigkeit geführten Erziehungsprozeß. Was eben durch Jahrhunderte verschüttet war, kann unmöglich in wenigen Jahrzehnten wieder in das volle geistige Eigentum unseres Volkes überführt werden.

Das Choralamt ist auch ein materielles Problem. Raphael Molitor hat uns in seinem zweibändigen Werk „Die Nachtridentinische Choralreform zu Rom“ über die mit der Entstehung der berühmten Edition Medicaea von 1614/15 verbundenen Geschäftspraktiken aufgeklärt. Als diese verunglückte Ausgabe 1870 durch die Cäcilianer neuerdings zu Ansehen gelangte, wurde die Firma Pustet in Regensburg, der Herausgeber, durch ein 30jähriges päpstliches Druckprivileg für die Gesamtkirche mit einem Schlag zum Weltverlag. Als nun im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts die Editio Vaticana erschien, konnten alle Chöre der Welt ihre mit großen Opfern erworbenen Choralbücher einstampfen.

Sie waren völlig wertlos geworden. Seither übt der Verlag Desclée in Belgien durch seine Ausgaben mit rythmischen Zeichen praktisch ein ähnliches Weltmonopol aus, obwohl jeder Verleger das Recht hat, die Choralausgaben der Vatikanischen Druckereien nachzudrucken. Vor zwei Jahren stand die Welt neuerdings unmittelbar vor der Gefahr einer völligen Umwälzung auf dem Gebiete des Chorals durch die neue Psalmenübersetzung. Die Gefahr erscheint vorläufig wenigstens aufgeschoben durch die Erklärung der Ritenkongregation, daß die Gesangstexte ihren alten Wortlaut behalten dürfen. Wie lange? — Ein besonderes Kuriosum möge diesen Abschnitt beschließen: Vor einiger Zeit sagte mir ein namhafter Kirchenkomponist ganz ernst ungefähr folgendes: „Die Kirche pflegt nur deshalb das Choralamt, weil sie den Komponisten für ihre Werke keine Autorenhonore zahlen will“.

Es ist kein Zweifel, daß alle diese Momente nicht wenig dazu beitragen, daß der Choralbewegung immer wieder, und zwar gerade auch in liturgisch hochinteressierten Kreisen Gegner erwachsen, die sagen: Weg mit dem, was einmal war, was verklungen ist, was tot ist. Setzen wir unsere Kräfte lieber für das neue Leben ein. Schaffen wir eine neue Liturgie aus unserem Geist, in unserer Sprache, mit unserer Musik.

II. Das Ziel

Der Choral ist ein Problem, aber trotzdem bleibt er unser Ziel. Nicht das einzige Ziel, sondern — wie Mediator Dei ausdrücklich feststellt — ein Ziel, freilich das Hochziel aller ernstesten liturgischen Arbeit, die gerade durch das Wissen um diese Problematik nur an Tiefe und Ausdauer gewinnen kann.

Der Choral ist der ausdrückliche Wunsch der Kirche. Darüber kann nach den Erlässen der drei Pius kein Zweifel sein!

Bei Jungmann lese ich den Satz: „Die monumentale Größe der römischen Messe liegt in ihrem bis zur Kirche der Martyrer hinaufreichenden Alter und in ihrer mit der lateinischen Sprache die Völker umspannenden Weite. Nirgends sonst wird es so deutlich, daß die Kirche apostolisch und das sie katholisch ist“. (M. S. I 210 f.) Die aus der Zeit der Urkirche stammende Choralmelodik sichert im Choralamt nicht nur die Einheit, sondern noch mehr die Reinheit und Glut unseres Glaubens.

Die Kirche zeigt sich auch darin als eine wahre Mutter ihrer Kinder, daß sie trotz der Bedeutung des Chorals jedes Octroi, jeden Zwang meidet. Sie überläßt es uns, wie weit wir ihr folgen können. Und es ist bezeichnend, daß Pius XII. in „Mediator Dei“ in diesem Zusammenhang das berühmte Wort des hl. Augustinus zitiert: „Cantare amantis est“. Der Liebende fragt gar nicht nach dem warum, er singt. Und wenn die Kirche unserem Schaffensdrang für die Gestaltung der Privatmesse so weiten Spielraum läßt, dann sollten wir dieses große Entgegenkommen der Kirche nicht mit der Eliminierung der Hochfeier der Messe beantworten, sondern wir sollten schon aus dankbarer Liebe gerade das Hochamt und dies besonders in seiner kirchlichsten Form als Choralamt zum Gegenstand unserer besonderen Sorge und Sorgfalt machen.

Jungmann scheint der Nachweis gelungen, daß unsere Liturgie auch heute wie zu allen Zeiten einen Organismus voll Leben und Trächtigkeit darstellt, aber gerade dieses Werk hat mir persönlich auch den Nachweis

geliefert, daß eine oberste Autorität nötig ist, die Ziel und Grenzen dieser Entwicklung fest in Händen hält. Hier heißt es wahrlich unser liturgisches Gewissen zu schärfen, damit unser Mitschaffen an dem Allerheiligsten, was wir besitzen, niemals den Rahmen verläßt, den die Kirche uns setzen muß. Der große Staatsmann und Moralist Seipel, also ein gewiß nüchterner, einfacher Mensch, hat mir vor meiner Primiz einmal gesagt: Wer eine Rubrik wissentlich übertritt, begeht ohne Zweifel ein peccatum leve. Und ich füge, so oft ich dieses Wort meinen Theologen weitergebe, hinzu: die Noten unseres Missale sind nicht rot, sondern schwarz gedruckt! Die Pianische Choralreform geht zurück auf Dom Prosper Guéranger und seine Mönche. Der Choral von Solesmes hatte sich aber schon lange vor seiner Anerkennung durch die höchste kirchliche Autorität bewährt und bereits bei seinem ersten öffentlichen Erscheinen auf dem liturgischen Kongreß von Arezzo 1882 die volle Anerkennung der Musikwissenschaft errungen. Guido Adler hat damals teilgenommen und eingehend darüber berichtet. (Wollen und Wirken, S. 22 ff.) Die Musikwissenschaft sieht im Gregorianischen Choral eine der wichtigsten Perioden der abendländischen Kunstmusik. Die Choralerneuerung war daher von unerhörter Bedeutung für die wissenschaftliche Erkenntnis. Aber auch die Tonkunst als solche hat durch die Choralpflege der letzten Jahrzehnte eine überaus wertvolle Bereicherung erfahren. Die Beziehungen gerade der modernen Kompositionen zum Choral in melodischer, rhythmischer und modaler Hinsicht sind verblüffend und ohne eine lebendige Choralpflege gar nicht zu erklären. Man kann ohne Übertreibung sagen, das Choralamt ist heute kein Wunschtraum mehr für liturgische Feinschmecker. Es hat sich in der großen Welt durchgesetzt, wenn auch wir Österreicher in der Reihe der Nachfolger noch ziemlich weit hinten stehen. Die kirchenmusikalische Statistik von Gurtner gibt z. B. für das Berichtsjahr 1932/33 von 3218 Kirchen 1038 als Kirchen mit Choralgesang und zirka 450 als Kirchen mit vollem Choralamt an. Für die Wiener Erzdiözese gibt Gurtner von 687 Kirchen zirka 115 Kirchen mit Choralamt an, während die für das Berichtsjahr 1942/43 in Dr. Rudolfs „Aufbau im Widerstand“ befindliche Statistik nur zirka 100 Pfarreien mit regelmäßigen Choralämtern anführt, ein Rückschlag, der durch die schwierigen Verhältnisse des letzten Jahrzehnts hinlänglich aufgeklärt ist. Diese Zahlen sind mehr als bescheiden. Immerhin haben die Erfahrungen gezeigt, daß das Choralamt auch in Österreich möglich ist. Es gibt nur ein wirkliches Hindernis für erfolgreiche Choralarbeit: Mangelnde Musikalität.

Die Schwierigkeit bleibt aber selbst dann noch immer bedeutend, wo die besten Voraussetzungen gegeben sind. Ich führe als Beispiel unsere Wiener Akademie an. Bei zwei Wochenstunden intensiver Übung und regelmäßigem Choralamt ein- bis zweimal in der Woche brauchen unsere Studenten ungefähr eineinhalb bis zwei Jahre, bis sie den Choralstil wirklich ganz erfaßt haben. Unsere Situation würde sich von Grund aus ändern, wenn wir mit der systematischen Choralerziehung schon in den Volksschulen beginnen würden. Dies ist durchaus möglich und bereits wohlherprobte Tatsache. Allerdings ziemlich weit weg von uns. Ich weise hin auf die Methode der Amerikanerin Mrs. Justine Ward, die in einer glücklichen Synthese der modernsten Anschauungen auf dem Gebiete der Musikerziehung mit den modalen und rhythmischen Forderungen der

Gregorianik besteht. Wards Methode ist heute nicht nur in Amerika, sondern ebenso auch in Holland, Frankreich und Italien verbreitet und wohlbewährt. Ihre Lehrbücher sind für alle vier Jahre der Volksschule methodisch aufbauend in französischer und holländischer Sprache im Verlag Desclée in Belgien erschienen, in je einer Ausgabe für Lehrer und Schüler. Eigene Wandtafeln mit Übungen und Gesängen unterstützen die Arbeit. Ich konnte den Wert der Methode vor einigen Jahren bei einer Vorführung durch Klassen einer holländischen Volksschule in Paris erleben. Es war erstaunlich, was die Knirpse leisteten und wie vollendet sie am Sonntag Quasimodo ein vollständiges Choralamt sangen. Bei einer derartigen Ausbildung von Jugend auf, die sich — was ich besonders betonen möchte — durchaus im Rahmen des normalen Schul-Musikunterrichtes vollzieht, müssen alle Schwierigkeiten in der Erfassung gregorianischer Melodien verschwinden. Es war seinerzeit bereits einer der Absolventen der Akademie in Wien bestimmt, an einem Kurs in Frankreich diese Methode kennen zu lernen und auch nach Österreich zu verpflanzen. Der Ausbruch des Krieges 1939 hat auch diesen Plan zunichte gemacht. Vielleicht ist er in nächster Zukunft doch noch realisierbar.

Wenn das Choralamt Ziel ist, dann ist es auch Aufgabe. Was ist zu tun?

III. Die Aufgabe

Das erste — scheint mir — ist, daß wir alle Mühe darauf verwenden, daß das Kirchenvolk im lateinischen Hochamt (Missa solemnis, Missa cantata) die höchste Form der Meßfeier erkennt und anerkennt. Dies in der Zeit der heutigen Hochamtsmüdigkeit zu erreichen ist keineswegs leicht, aber es wird und muß bei der ständigen Vertiefung des liturgischen Wissens und Tuns gelingen. Die steigende Einschaltung von Choralgesängen bis zum vollen Ausbau des Choralamtes muß mit Zähigkeit aber noch mehr mit Klugheit vorgenommen werden. Nichts schreckt unser Volk mehr ab, als wenn es sich plötzlich seiner gewohnten Formen beraubt sieht. Der wichtigste Grundsatz lautet hier: Der Choral kann nur durch Liebe zum Besitz einer Gemeinde werden. „Faire aimer le chant“ ist der ständige Rat Dom Sajards, des ersten Kantors von Solesmes für die praktische Choralarbeit.

Voraussetzung ist, daß man mit wirklicher Ehrfurcht an das Studium der alten Kirchengesänge herangeht. Dort wo der Choral nur Fastenmusik ist, Lückenbüßer, oder ein Mittel, um Geld zu sparen, bedeutet, ist seine Wirkung von vorneherein verloren. Das „Volkschoralamt“ — etwa in der Form wie es von P. Schwake seinerzeit propagiert wurde — ist wohl noch lange nicht zu erreichen. (Ist es solcherart überhaupt zu erstreben?) Doch kann auch in Österreich neben den ohnedies für das Volk bestimmten Responsa die Ausführung des Kyrie, Sanctus und Agnus in einfachen Chormelodien ohneweiteres als tragbarer Volkschoral gelten. Einen ausgezeichneten Vorschlag gibt uns in dieser Richtung die vom Institutum Liturgicum herausgegebene Kleinschrift „Die Feier der heiligen Messe mit Gesang“,*) die Dr. Drinkwelder auf streng liturgiegeschichtlicher Basis

*) Mit Noten und Anweisungen für die einfachste Grundform des lateinischen Amtes für das Volk (einschließlich Asperges und Akklamationen) und einer Einführung in den Choral. Schwarz-rot-Druck, 24 S., S 1.—, bei Sammelbestellungen Mengenrabatt. — Verlag Rupertuswerk, St. Peter, Salzburg.

gearbeitet hat. Die alte liturgische Gliederung der Gemeinde in Kantoren, Schola und Volkschor ist zu erneuern. Die Rolle der Schola wird wohl meist den Kirchenchören zufallen, doch ist die Gründung eigener Knabenscholen ein vordringlicher Wunsch der päpstlichen Erlässe. Vor allem sollten die uralten Sängerknabenkonvikte mit neuer liturgischer Zielsetzung wieder erstehen. Die immerhin beträchtlichen Kosten solcher Institute machen sich vielfach bezahlt. Knabenscholen sind aber selbst an kleinsten Pfarren möglich, vielleicht sogar leichter, da dort das Internat wegfällt. Die wichtigste Voraussetzung ist freilich, daß ein Fachmann da ist, der die Ausbildung leitet. Hier wage ich einem gewissen Optimismus das Wort zu reden. Ich meine die erfreuliche Entwicklung unseres kirchenmusikalischen Schulwesens. Während Jahrzehnte hindurch die Wiener Akademie allein dastand, besitzen heute das Mozarteum in Salzburg und fast alle Konservatorien Österreichs eigene Abteilungen zur Heranbildung von Kirchenmusikern. Besonders wertvoll und ausbaufähig erscheinen mir die Diözesanschulen für Kirchenmusiker mit der speziellen Aufgabe, selbst die kleinsten Pfarren mit tüchtigen und vor allem liturgisch ausgebildeten Kirchenmusikern zu versehen.

Die Stellung des Klerus zum Choral wird sich gleichfalls in absehbarer Zeit bessern, da heute in fast allen Diözesanseminarien akademisch gebildete Choraldozenten wirken. Diese Tätigkeit sollte aber nicht nur auf vorwiegend theoretische Unterweisungen beschränkt bleiben, sondern viel mehr mit praktischen Übungen und liturgischer Ausübung verbunden sein. Das Choralamt und die Vesper an allen Sonn- und Feiertagen sollten unbedingt sichergestellt sein. Je häufiger sie stattfinden, umso weniger Zeit beanspruchen sie für die Vorbereitung und umso mehr verlieren sie den so häufig spürbaren Charakter von Produktionen. Sie werden im Gegenteil immer mehr Ausdruck echten liturgischen Lebens. Die Choralpflege in unseren Klöstern — seien es solche von Männern oder Frauen — liegt vielfach noch sehr im Argen. Und doch sollte man gerade hier das meiste Verständnis für die Liturgie und ihren Gesang erwarten. Es fehlt leider fast überall an fachlich-geschulten Chorallehrern. Diese dürften vor allem an den größeren Instituten und an Stiften — seien es Abteien, Kollegien oder Provinzhäuser, nicht fehlen. In den oft so großen, prächtigen ausgestatteten Schulen unserer Klöster müßten wahre Pflanzstätten für ein kommendes liturgisch fühlendes und singendes Kirchenvolk sein.

Von besonders segensreichem Einfluß auf die Choralpflege einer Diözese ist zweifellos das Beispiel der Kathedrale. Was der Domchor auf liturgischem Gebiet leistet, das wirkt befruchtend bis ins letzte Pfarrdorf. Ich muß auch hier als Mindestforderung anmelden, daß das Choralamt den anderen Kirchenmusikstilen gegenüber wenigstens gleichberechtigt behandelt wird. Dies ist nur dann der Fall, wenn es im Laufe des Kirchenjahres auch an den Hochfesten zur Geltung kommt. An diesen Tagen soll nun der Domchor seine große Messe — etwa von Haydn oder Bruckner — nachmittags in einer Weihestunde rein als religiöses Kunstwerk der Domgemeinde vorführen. Wenn eine solche Tat gut vorbereitet und dem Volk entsprechend erklärt wird, müßte sie wahrhaft beispielhaft wirken im Sinn einer liturgischen Erneuerung.

Ich fasse meine Ausführungen zusammen:

1. Das lateinische Amt (missa solemnis — missa cantata) soll als die höchste Form der Eucharistiefeier nicht durch andere Meßformen verdrängt werden.
2. Es ist auch in der Form des Choralamtes anzustreben, wobei ganz besonders auf die aktive Teilnahme der Gläubigen zu achten ist.
3. Die Einführung soll in kluger Anpassung an die gegebenen Verhältnisse allmählich erfolgen.

Zur Erreichung dieses Zieles wird empfohlen: a) Planmäßige Musikerziehung von der Volksschule an; b) Gründung von Knabenscholen; c) Steigerung der liturgisch-choralistischen Ausbildung an den Kirchenmusikschulen; d) Pflege des Choralamtes an den Knabenseminarien; e) eifrige Pflege von Choralamt und Vesper an den Priesterseminarien; f) vorbildliche liturgische Arbeit an Klöstern und Kathedralen.

Wien

Prof. Dr. Franz Kosch

DIE GRUNDFUNKTION DER GESÄNGE IM AMT

Es geht hier nicht darum, etwa zu neuartigen Experimenten auf dem Gebiet der Liturgie anzuregen. Es geht nur um eine tiefere Erfassung des Sinnes und der Bedeutung der einzelnen Gesänge im Lebensganzen der Liturgie, namentlich der Opferfeier.

Daß eine solche tiefere Erfassung der inneren Zusammenhänge bei den heute für die Liturgie Verantwortlichen notwendig ist, dürfte außer Zweifel stehen. Denn die übliche Gliederung der Meßgesänge in „Ordinarium“ und „Proprium“ mit vollständiger Übergehung des vom Priester Gesungenen gibt keinen Einblick in die Lebenszusammenhänge der Liturgie, noch weniger die übliche Bezeichnung: „Messe mit Einlagen“. Kyrie, Gloria, Sanctus, Agnus haben keine innere Beziehung zueinander, mögen sie auch in einer thematischen oder symphonischen oder konzertanten Messe in äußere Beziehung zueinander gebracht worden sein.

Es ist bei den Gesängen immer zu fragen: Wer? Wann? Wo? Wozu?, um den Sinn der Grundfunktion des Gesanges zu erfassen.

Eine solche Durcharbeitung der Meßgesänge könnte dazu führen — sit venia verbo! — „die Messe zu entmessen“, um sich an ein Wort anzulehnen, das gelegentlich der Salzburger Festspiele Krips geprägt hat, wenn er sagte: Wir müssen „die Oper entopern“. Den Weg zum Verständnis der Grundfunktion der Gesänge bahnt die Aufmerksamkeit auf das „Verdrängungsgesetz“, das vor etwa fünfzehn Jahren Anton Baumstark in einem Artikel der „Ephemerides Liturgicae“ folgendermaßen formuliert hat: Zu einer Größe A tritt eine zweite b hinzu; b wächst zum B, und A verkümmert zu a. So wird die Größe A zurückgedrängt, es entstehen, wie auch Jungmann in seinem Werk „Missarum Sollemnia“ öfters sagt, Schrumpfung und Schrumpfungerscheinungen auf Kosten des sich eindringenden und ausbreitenden Neuen.

Dieses Gesetz ließe sich an vielen Beispielen bezeugen, am augenfälligsten in der Entwicklung des Altarbaues. Über Romanik und Gotik